

Buchbesprechungen

Schuler, Martin et al.: *Atlas des räumlichen Wandels der Schweiz = Atlas des mutations spatiales de la Suisse*. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2007. 416 S., ill. ISBN 3-03823-215-7.

Die Schweiz hat sich in den letzten 30 Jahren gesellschaftlich und wirtschaftlich stark verändert. Dieser Wandel spiegelt sich auch in den Statistiken des Bundes. Forschende der ETH Lausanne haben diese Daten kartografisch umgesetzt und mit Unterstützung des Bundesamtes für Statistik den «Atlas des räumlichen Wandels der Schweiz» erarbeitet. Sie knüpfen dabei an zwei ältere Publikationen an: die Strukturatlanten der Schweiz von 1985 und 1997. Zudem basiert der neue Atlas auf mehreren Volkszählungen (1970, 1980, 1990, 2000) und den Betriebszählungen seit 1965. Damit lassen sich die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte aufzeigen; zu einzelnen Themen existieren sogar Daten bis 1850 zurück. Neu ist auch die kartografische Darstellung. Neben Flächenkarten verwenden die Autoren Signaturkarten, die jeder Gemeinde einen Kreis mit der Grösse entsprechend ihrer Bevölkerungszahl zuweisen, und Anamorphosenkarten, welche die Gemeindeflächen so verändern, dass diese den Wert des dargestellten Datentyps zeigen und nicht die Fläche einer topografischen Karte. Dadurch verzerrt sich das Bild der Schweiz beispielsweise in der Karte der Bevölkerungszahlen. Die bevölkerungsreichen Städte erhalten eine viel grössere Fläche, Gemeinden mit kleiner Bevölkerung schrumpfen. Dadurch erhalten das Mittelland und seine grossen Zentren gegenüber den Alpen und dem Jura grafisch ein grösseres Gewicht.

Der Atlas verwendet verschiedene Analyseebenen: Am häufigsten umfassen die Karten sämtliche 2900 Gemeinden der Schweiz. Daneben stehen auch Karten mit den Bezirken oder den Kantonen. Weitere Möglichkeiten sind die Präsentation nach Gemeindetypen oder Typen von Wohnhäusern. Ausserdem präsentiert der Atlas im ersten Kapitel die Bevölkerungsentwicklung im Kontext von ganz Europa im Zeitraum von 1940 bis 2000.

In der Einleitung betonen die Autoren, dass um 1970, dem Ausgangsjahr der Analyse, in verschiedener Hinsicht eine Zäsur in der jüngsten Geschichte der Schweiz festzumachen ist. Mit dem Beginn der Wirtschaftskrise 1973 ging die lange währende Hochkonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg zu Ende. Zudem verdrängte das Thema des Umweltschutzes die Idee des grenzenlosen Wachstums, und der «Pillenknicke» beendete den Babyboom. Ferner stellten die Studentenunruhen von 1968 und fremdenfeindliche politische Bewegungen den gesellschaftlichen Konsens der Nachkriegszeit in Frage. Angesichts dieser Umbrüche betrachtet das Autorenteam den Zeitraum 1970 bis 2000 als Einheit.

Der Atlas ist in 16 Kapitel gegliedert, die sich der Bevölkerungsstruktur, der kulturellen Vielfalt, den Lebensformen, dem Einkommen, Wohnformen, der Politik, dem Arbeitspendeln sowie den Veränderungen in der Wirtschaft widmen. Das Schlusskapitel «Die wirkliche Schweiz» zeigt als Synthese wichtige Trends der räumlichen Entwicklung der Schweiz und ihrer Kantone zwischen 1970 und 2000.

Angesichts des hohen Detaillierungsgrades bietet der Atlas die Möglichkeit, einzelne Regionen oder Kantone gezielt zu betrachten. Aus der Perspektive des Kantons Bern lassen sich so zahlreiche Erkenntnisse gewinnen oder bestätigen. Im Bereich

der Bevölkerungsentwicklung verzeichnete der Kanton Bern in den Jahrzehnten 1850–1880 und 1970–2000 ein unterdurchschnittliches Wachstum. Bei verschiedenen Themen zeigt sich auch, dass Zürich bei der wirtschaftlichen Entwicklung Bern um mehrere Nasenlängen voraus ist. So ist der Kanton Zürich nicht nur das Zentrum der Finanzdienstleistungen. Er ist auch häufiger Wohnort für Angehörige des obersten Managements und weist im Durchschnitt höhere Einkommen bei den Privathaushalten auf. Umgekehrt sind in Zürich auch die Kosten (wie bei den Wohnungsmieten) höher. Innerhalb des Kantons Bern bildet die Agglomeration Bern eine Insel in einem eher strukturschwachen Umfeld. Die Städte Zürich, Genf und Basel strahlen diesbezüglich stärker in ihr Umland hinaus, obwohl Bern ein grosses Pendlereinzugsgebiet aufweist.

Es gibt aber auch Dienstleistungsbranchen, in denen die Region Bern stark ist. Dazu gehören nicht nur die öffentliche Verwaltung, sondern auch das Gesundheitswesen, das Bildungswesen, die Informatik, die Telekommunikation und die Kultur.

In der Synthese weisen die Autoren darauf hin, dass der Kanton Bern mit Ausnahme von Biel und dem Jura kaum industrialisiert wurde. Alle Kantonsteile ausser der Region Bern mussten in den 1990er-Jahren massive Arbeitsplatzverluste hinnehmen. So ist die Agglomeration Bern zum «unangefochtenen Pendlerzentrum für den ganzen Kanton aufgestiegen». Dies gilt besonders in Bezug auf Thun und wirkt bis in den deutschsprachigen Teil des Kantons Freiburg.

Der gewichtige Band enthält eine Vielzahl an Informationen und dient als vielschichtiges Nachschlagewerk. Wer sich mit der Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert beschäftigt, wird in Zukunft gerne auf dieses grundlegende Werk des räumlichen und gesellschaftlichen Wandels zurückgreifen.

Christian Lüthi

Reichen, Quirinus: Entfesselte Elemente. Katastrophenbewältigung und Solidarität im Lauf der Zeit. Zürich: Chronos, 2006 (Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum, 18). 64 S., ill. ISBN 978-3-0340-0844-0.

Die Gebäudeversicherung des Kantons Bern feierte im letzten Jahr ihr 200-Jahr-Jubiläum. Zu diesem Anlass realisierte sie gemeinsam mit dem Historischen Museum Bern eine Publikation, die sich mit dem Thema Katastrophenbewältigung in der Schweiz befasst und die in der Reihe «Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum» erschienen ist.

In einem kurzen ersten Teil führt der Autor und Historiker Quirinus Reichen ins Thema ein. Er beschreibt, wie die Menschen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit Brände und Naturkatastrophen wie Bergstürze und Überschwemmungen wahrnahmen und wie sie darauf reagierten. Lange waren sie diesen Ereignissen und Gewalten wehrlos ausgeliefert und glaubten, dass die Hand Gottes oder unheimliche Mächte im Spiel waren. Sie suchten Hilfe im Glauben, manchmal machten sie auch Einzelpersonen oder Gruppen für das Unglück verantwortlich. In einem noch sehr beschränkten Ausmass ergriffen sie auch präventive Massnahmen wie die Pflege von Bannwäldern oder die Erstellung von Brandmauern.

Im ausgehenden 18. Jahrhundert suchten Mitglieder von aufklärerisch gesinnten Vereinigungen neue Erklärungsmuster für Naturereignisse und setzten sich auch mit volkswirtschaftlichen Fragen auseinander. Die Oekonomische Gesellschaft Bern

schrieb 1787 einen Wettbewerb zur Frage aus, ob Bern eine Brandversicherung brauche. Obwohl die Reaktionen durchwegs positiv waren, fasste der bernische Grosse Rat erst 1806 den Beschluss, eine «Brand-Assekuranz» zu gründen, die am 1. Januar 1807 ihre Arbeit aufnahm. 1928 wurden auch Gebäudeschäden durch Lawinen, Schneedruck, Bergsturz und Überschwemmungen in die Versicherung aufgenommen, 1942 zudem jene durch Hagel. Ausgeschlossen blieben hingegen Kriegs- und Erdbebenschäden. Heute besitzen 19 Kantone eine obligatorische Gebäudeversicherung, die übrigen überlassen das Geschäft privaten Anbietern.

Im weit umfangreicheren Katalogteil öffnet sich ein Bilderbogen vergangener Katastrophen. Diese sind chronologisch geordnet und reichen von der Zeit des Mittelalters bis in die jüngste Vergangenheit. Jedes Ereignis nimmt zwei Seiten ein: Auf der linken Seite befinden sich seine Beschreibung sowie eine sorgfältige Einordnung in den historischen Zusammenhang, die rechte Seite illustriert den Text. Der Katalog deckt ein weites Spektrum unterschiedlichster Katastrophen ab. Reichen beginnt mit dem Erdbeben von Basel (1359), einem Ereignis von europäischer Bedeutung, das aber erstaunlich wenig Opfer forderte und schnell bewältigt war. Es folgt der Berner Stadtbrand von 1405, dem 600 Gebäude und über 100 Menschen zum Opfer fielen und der damit der grösste Stadtbrand der Schweizer Geschichte war. Gut 100 Jahre später wurde das Bleniotal von einem Grossereignis heimgesucht: Wegen eines Bergsturzes entstand hier 1513 ein See, der zwei Jahre später ausbrach. Die Flutwelle zerstörte 400 Häuser und tötete 600 Menschen. Im Weiteren befasst sich Reichen mit den Bergstürzen von Piuro (Plurs, 1618), Goldau (1806) und Elm (1881), den Bränden von Huttwil (1834), Glarus (1861) und Meiringen (1891) sowie mit verschiedenen Unwetterereignissen und Überschwemmungen (Emmental 1837, Lenk 1930, Brienz 2005). Ihren Platz in der Publikation fanden auch die Explosion des unterirdischen Munitionslagers der Schweizer Armee in Mitholz von 1947, der Lawinenwinter 1951 und der Brand an der Junkerngasse von 1997, der mit einer Schadenssumme von 14 Millionen Franken zumindest für die Gebäudeversicherung als Grossereignis zählte.

In wohlthuender Weise beschränkt sich der Katalogteil jedoch nicht auf historischen Katastrophentourismus. In ebenfalls chronologischer Reihenfolge fügt Reichen Gegenstrategien ein, welche die Menschen ergriffen und weiterentwickelten. Eine sehr frühe wasserbautechnische Arbeit, die Überschwemmungen verhindern sollte, war 1714 die Ableitung der Kander in den Thunersee, eine vor allem für die Stadt Thun nicht unproblematische Pioniertat. Weitere Gewässerkorrekturen folgten in der Schweiz erst im 19. Jahrhundert, explizit beschreibt der Autor die erste Juragewässerkorrektur (1869–1886). Zudem behandelt er Massnahmen zur Brandbekämpfung sowie die technische Entwicklung der Löschgeräte, und er thematisiert frühe Formen von finanzieller Nothilfe, die auch im überregionalen und gar internationalen Rahmen spielte, jedoch häufig nur unter konfessionell Gleichgesinnten. Ausserdem geht Reichen vertieft auf die Gründung der ersten Berner Brandversicherung von 1806 ein. Die vorliegende Publikation bietet somit aus historischer Perspektive eine breite, grosszügig bebilderte, leicht zu lesende Einführung in ein Thema, das es in den letzten Jahren wegen aktueller Ereignisse immer wieder in die Schlagzeilen der Tagesberichterstattung geschafft hat.

Anna Bähler

Boschetti-Maradi, Adriano: Gefässkeramik und Hafnerei in der Frühen Neuzeit im Kanton Bern. Bern: Bernisches Historisches Museum, 2006 (Schriften des Bernischen Historischen Museums, Band 8). 379 S., ill. ISBN 978-3-9523573-2-3.

Das Interesse an neuzeitlicher Gefässkeramik aus archäologischen Ausgrabungen ist seit den 1990er-Jahren permanent gestiegen und entsprechend erfreulich ist es, dass nun der Kanton Bern mit der vorliegenden Publikation eine zu diesem Thema gebührende Arbeit vorweisen kann.

Die Publikation besteht aus drei Hauptkapiteln: Ein erstes befasst sich mit der Herstellungstechnik, ein zweiter, gewichtigerer Teil widmet sich den archäologischen Funden, der Entwicklung der Gefässe und der Analyse der Warenarten und ein dritter, ebenso ausführlicher Teil, nennt Hafnereien und Hafnerdynastien im Kanton Bern. Im Anhang sind eine umfangreiche Literaturliste und ein ausgiebiger Fundkatalog aufgeführt.

Ausgehend von archäologischen Bodenfunden aus bernischen Stadtgräben, den Grabungen auf dem Waisenhaus- und dem Bärenplatz sowie weiteren kantonalen Fundorten versucht der Autor, das Geschirr aus verschiedenen Blickwinkeln heraus zu analysieren und kulturhistorisch zu deuten. Dies gelingt ihm dank der Berücksichtigung analoger Gefässe aus Museumssammlungen und indem er zahlreiche schriftliche Quellen beizieht.

Der Darstellung des Fundmaterials geht eine umfassende Darlegung des Herstellungsprozesses vom rohen Tonmaterial über die Formgebung und Verzierung bis hin zu den Brenntechniken voraus. Die anschliessenden Kapitel über Typologie und Gefässformen sowie verschiedene Warenarten geben einen Überblick über die Vielfalt an Gefäss-, Keramik- und Verzierungsarten. Leider sind einzelne Ausführungen zuweilen etwas gar knapp und unvollständig ausgefallen, doch mag das in Anbetracht der umfangreichen Materialvorlage entschuldbar sein. Fragt sich auch, welchen Mehrwert aufwändige und oft ganzseitige Listen von Warenarten und Gefässformen im Hinblick auf entwicklungs- oder kulturgeschichtliche Aussagen bringen, handelt es sich bei der Verteilung der einzelnen Gefässsorten doch stets um eine Geschirrzusammensetzung, die dem Zufall der Entsorgung unterworfen war.

Über die Auswertung der archäologischen Fundkomplexe hinaus, die ja hauptsächlich aus Scherben bestehen, hat der Autor unversehrte Gefässe aus den Sammlungsbeständen verschiedener Museen einbezogen und legt damit ein reiches Bildmaterial an bernischer Gefässkeramik vor. Die Gefässe aus den Museumssammlungen – zur Hauptsache Geschirr aus den einstigen Werkstätten in Langnau, Blankenburg, Heimberg und Bäriswil – sind dank ihren zum Teil aufgemalten Jahreszahlen willkommene Datierungshilfen für die zeitliche Einordnung der Bodenfunde.

Der Vorteil einer Untersuchung neuzeitlicher Gefässkeramik liegt in der guten schriftlichen Quellenlage. Dank Berücksichtigung dieser Schriftquellen können kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte zu Produktion und Handel von bernischem Geschirr aus dem 16. bis ins ausgehende 18. Jahrhundert aufgezeigt werden. So stellt der Autor aus dieser Zeit 81 Hafner vor sowie deren Werkstätten, Organisation und zum Teil deren Produktpalette. Dieser kulturhistorisch ausgerichtete Teil beinhaltet interessante Aspekte zur Entwicklung des Berner Hafnergewerbes in einem Zeitraum von über 300 Jahren.

Alles in allem legt der Autor mit seiner als Dissertation erarbeiteten Forschung über die Berner Gefässkeramik des 16. bis 18. Jahrhunderts ein wichtiges

Nachschlagewerk vor, das dank einer interdisziplinären Betrachtung verschiedene Interessengruppen ansprechen dürfte.

Christine Keller Lüthi

Zunftgesellschaft zu Metzgern Bern (Hrsg.): Der volle Zunftbecher. Menschen, Bräuche und Geschichten aus der Zunftgesellschaft zu Metzgern Bern. Bern: Lanius Verlag, 2006. 328 S., ill. ISBN 978-3-033-00815-1.

Der schön gestaltete Sammelband vereinigt Beiträge aus allen Teilen des Gesellschaftslebens. Den Hauptteil bildet die eigentliche Zunftgeschichte von Daniel Schläppi. Die bernischen Zünfte hatten seit dem Mittelalter eine doppelte Bedeutung. Einerseits bildeten sie eine Handwerksvereinigung mit allen dazugehörigen Pflichten und Rechten; jeder Metzger in der Stadt musste bis zur Revolution dieser Zunft angehören. Andererseits waren die Gesellschaften die Grundorganisationen der Bürgerschaft und erhielten im Verlauf der Zeit Aufgaben im Bereich der öffentlichen Ordnung, der Fürsorge und der – modern gesagt – Einwohnerkontrolle. Metzgern gehörte zu den vier Vennerzünften und war damit eine begehrte Zunft: Wer zu den höchsten Staatsstellen gelangen wollte, musste sich einer Vennerzunft anschliessen. Dem Autor ist es gut gelungen, diese beiden Aspekte des Zunftlebens darzustellen. Kontinuierlich nahmen die Verwaltungsaufgaben zu, im 18. Jahrhundert wurden profunde Kenntnisse der bernischen Verwaltungsabläufe unabdingbar. Daneben wird die Darstellung des Metzgerhandwerks nicht vernachlässigt. Die Fleischversorgung der Stadt gehörte zu den wichtigen obrigkeitlichen Aufgaben und führte immer wieder zu Interessenkonflikten zwischen den Metzgern, die auf ihr Einkommen bedacht waren, und der Obrigkeit, die an einer regelmässigen, preisgünstigen und qualitativ hoch stehenden Versorgung interessiert war. Wie alle anderen Gesellschaften war auch jene zu Metzgern ein Ort der Geselligkeit, ein Ort, wo sich bis ins 18. Jahrhundert Angehörige verschiedener Schichten trafen. Nicht nur die Männer trafen sich zu ausgedehnten Gelagen, auch die Meistersfrauen kamen nicht zu kurz. Als eigene «Societet der Meyster Frauen» veranstalteten auch sie auf Kosten der Zunft Feste mit reichlichem Essen und Trinken.

Die Revolution veränderte den Charakter der Zünfte nachhaltig. Mit der Handels- und Gewerbefreiheit waren die Handwerke nicht mehr an eine Zunft gebunden und im Gegenzug die Zunft auch nicht mehr zur Aufnahme aller Metzger verpflichtet. Die Helvetische Republik hat mit ihren Gemeindegesetzen letztlich die bis heute andauernde Unterscheidung von Einwohner- und Bürgergemeinde geschaffen, der die Berner Zünfte – als Teile der Bürgergemeinde – ihre öffentlich-rechtliche Stellung verdanken.

Die Kapitel zum 19. und 20. Jahrhundert bleiben leider etwas blass. Hier müsste der grössere Rahmen der Verteilung der öffentlichen Aufgaben zwischen Gemeinden, Kantonen und dem Bund in seinem vielfältigen und oft verschlungenen Wandel seit 150 Jahren stärker mitberücksichtigt werden.

Die anderen Beiträge des Buches werfen Schlaglichter auf einige Aspekte des Gesellschaftslebens. Peter R. Studer schildert die Geschichte des legendären «Rüblimahls», das bis heute die Männer der Zunft vereinigt und wo «Rüebli» nur eine marginale Rolle im kulinarischen Angebot spielen. Martin Sauerer und Peter Anliker schildern das aktuelle Leben der Gesellschaft in ihren amtlichen und geselligen Anlässen. Klug und kenntnisreich beschreibt Hans-Ueli Richard den Wandel des

Metzgerhandwerks im 20. Jahrhundert. Werner Martignoni stellt einen berühmten Aussenseiter der Zunft in seinem politischen Umfeld dar: Jeremias Gotthelf. Im Jahr 1974 wurde das Frauenstimmrecht eingeführt und selbstbewusste Frauen organisierten nun ihre eigenen Anlässe als Gegengewicht zu den traditionellen Männerfesten. Ursula Menkveld-Gfeller zeigt in ihrem Beitrag das Selbstbewusstsein und die Rolle der Frauen in der Zunft seit über 30 Jahren. Sie ist auch die Autorin eines Kapitels zu den erhaltenen Zunftschätzen. Ein letztes Kapitel von Roland Möschler über das spätbarocke Zunfthaus an der Kramgasse rundet den Band ab. Das reich illustrierte Buch bringt viele bisher wenig beachtete Aspekte der Berner Zunft- und Handwerksgeschichte ans Licht, die auch für andere Zunftgeschichten anregend wirken können.

François de Capitani

Lieber, Nicolas et al.: Les Tscharner de Berne. Un Livre de famille. Genève, 2003. 880 S., ill.

Die vorliegende umfangreiche Veröffentlichung ist in beschränkter Auflage herausgegeben worden, da sie nicht für den Buchhandel bestimmt ist. Einer breiteren Öffentlichkeit ist sie nur in Bibliotheken und Archiven zugänglich. Die Leserschaft erhält Einblick in 500 Jahre Geschichte der Familie von Tscharner, die ursprünglich in Graubünden ansässig war und sich später auch in Bern niederliess. Das Buch ist in französischer Sprache abgefasst, enthält aber auch einzelne Beiträge in deutscher und englischer Sprache. Beteiligt waren Familienangehörige unter Beizug etlicher Fachleute, die gemeinsam zum Entstehen und Gelingen beigetragen haben. Das Ergebnis ist eine systematische Zusammenstellung, die pro Person Auskunft gibt über Lebensdaten, Tätigkeiten, Örtlichkeiten und Besitzungen. Das 1919 erschienene Stammbuch wollte in einer vollständigen neuen Bearbeitung aktualisiert werden. Das Buch will Ausdruck der heutigen Generationen sein und auf zukünftige Generationen hinweisen. Die heutige Familie wahrt den Zusammenhalt immer noch durch ihre Kiste, die 1731 gegründet wurde und seither Söhne und Töchter fördert. Die männlichen Mitglieder kommen jährlich zur Kistenversammlung zusammen. Seit 1837 änderte sie ihren Charakter vom ungeteilten Vermögen zu Anteilen der einzelnen Mitglieder.

Die Nachforschungen setzen mit Lucius (1481–1562), Sohn des Symon, ein und führen von ihm ausgehend 16 Generationen fort. Diese lassen sich auf sieben Linien verteilen, die teilweise bis heute bestehen. Die beiden Ehen des Lucius, der Churer Rechenherr und Kleiner Rat war, führen die zwei bestehenden Linien Chur und Bern der Familie Tscharner fort. 1530 wurde Lucius Burger von Bern, weil er auf der Seite der Reformierten stand. Sein Sohn David war im 16. Jahrhundert bereits bernischer Kleiner Rat. Markanter Angehöriger war der Brigadegeneral Niklaus (1650–1737), der in Spanien und Frankreich Dienst leistete und die bernischen Truppen 1712 in Villmergen kommandierte. Für das 18. Jahrhundert sind Niklaus (1727–1794) und sein Bruder Vinzenz (1728–1787) zu nennen. Vinzenz war Gründer der Helvetischen Gesellschaft und profilierte sich in seinen Publikationen und Korrespondenzen. Beat Emanuel (1753–1825) lieferte beim Franzoseneinfall 1798 als Gubernator von Aigle hartnäckige Abwehr.

Hans Braun beschreibt in einem guten Überblick, wie der Rechtsprofessor Carl Ludwig Salomon (1754–1841) ab 1791 die revolutionären Unruhen im Fürstbistum

Basel und kurz danach die französische Besetzung verfolgte. Vergeblich bemühte er sich um das mit Bern verbürgrechtete Moutier-Grandval und um die Propstei Bellelay. Später war er äusserst restaurativ gesinnt.

Karl Emanuel Friedrich (1828–1895) war militärisch in österreichischem Dienst tätig. Carolus (1772–1844) war in der Restauration aufgrund langer Erfahrung Schultheiss der Republik und Tagsatzungspräsident. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die gesellschaftliche Bedeutung der Familie Tscharner ab. Einzelne Familienmitglieder profilierten sich im Ausland, so Albert (1875–1948) im militärischen Dienst und als Mitglied der Ehrenlegion in Frankreich und Eduard Horst (1901–1962) als Orientalist in Peking.

Die sauber zusammengetragenen Personenangaben sind ergänzt mit guten Artikeln von Historikern, welche die Biografien erläutern, erweitern und in das geschichtliche Umfeld einbinden. Diese Beiträge sind dem Alltag, dem Familienwesen, dem Zunftwesen, dem Militärischen, dem Politischen, den Wappen und den Porträts gewidmet. Ein übersichtlich und stringent abgefasster Beitrag von François de Capitani stellt das bernische Regierungssystem und seine Institutionen in einem guten Überblick dar. Er weist darauf hin, dass Anciennität, Talent und diplomatische Interessen das Spiel der Mächte ausgemacht hätten.

Am Beispiel eines Textes von Pierre Morren wird der Alltag in Lausanne im 18. Jahrhundert gezeigt, das beliebter Studienort für Berner war. Edouard Roulet erwähnt den dortigen Aufenthalt Voltaires, der vom Landvogt vernahm, er sollte über Bern nur Gutes berichten. Jean René Bory widmet sich in einem Beitrag über die Allianzpolitik der Schweiz ausführlich dem Militär und den fremden Diensten. Zwischen 1453 und 1859 standen zwei Millionen Eidgenossen in diesem eindrücklichen, häufig traurig ausgegangenen Einsatz. Dazu zählte das Regiment Tscharner im Dienst Sardinien-Piemonts, wo ein Tscharner Generalleutnant war. Schon 1597 setzte Karl Emanuel von Savoyen die Guardia Svizzera ein, welche bis 1831 weiterbestand. Die Genealogie und Portraitmalerei sollten den Verstorbenen gedenken, der Ehre der Lebenden dienen und für zukünftige Generationen als Beispiel gelten. So porträtierte der Maler Emanuel Handmann Niklaus Emanuel und Niklaus Tscharner.

Mit dieser lange geplanten, umfangreichen Veröffentlichung erhalten wir eine sauber aufgearbeitete moderne Genealogie der Tscharner.

Thomas von Graffenried

Bäbler, Mathias; Bächtli, Marie Therese: Mit Zirkel und Palette. Theodor Zeerleder (1820–1868) – Berner Architekt, Zeichner, Orientreisender. Bern: Burgerbibliothek Bern, 2006 (Schriften der Burgerbibliothek Bern). 259 S., ill. ISBN 3-7272-1223-3.

Ein Jubiläumsjahr gab es nicht zu feiern, aber allein die Tatsache, dass der Nachlass Theodor Zeerleders bislang unbearbeitet war, gab der Burgerbibliothek Bern genügend Anlass, diese umfassende Monografie zu initiieren. Ihr zugrunde liegt die Frage, wer Zeerleder eigentlich war und was ihn zu seinem Handeln bewog. Der Untertitel vermittelt neben dem Beruf eine Aktivität, die zwar im 19. Jahrhundert für Künstler und Architekten nichts Aussergewöhnliches war, die aber für einen Berner Patrizier als bemerkenswert erachtet werden kann: das Reisen im Orient. Angeregt durch seinen Aufenthalt in Paris, wo die Beschäftigung mit dem Orient

nach dem Ägyptenfeldzug Napoleons künstlerisch und wissenschaftlich allgegenwärtig war, nahm Zeerleder vom zunächst klassischen Bildungsziel Italien aus Kurs auf Griechenland, Kleinasien, Palästina, den Libanon, Syrien und Ägypten. Die Reisen dienten ihm vor allem zur Vervollkommnung seiner zeichnerischen Fähigkeiten. Im Mittelmeerraum suchte er sich vom strengen, konstruktiven Stil seiner Architekturausbildung zu lösen und unter dem Einfluss des deutschen Malers Alexius Geyer, mit dem er 1850 eine Nilfahrt unternahm, die Malerei zu erproben. So entstanden zahlreiche Darstellungen von den Überresten des alten Ägypten. Im Gegensatz zu Geyer, der dramatische Landschaften schuf, lagen Zeerleders Begabung und Interesse auf der Wiedergabe von Bauten. Als Architekt erfasste er hervorragend räumliche Proportionen, wobei die Darstellungen aber nie technisch wirken, sondern mit ihrer subtilen Farbigkeit und der Lichtführung emotionale Ausdruckskraft besitzen. Durch die Exaktheit seiner Architekturaufnahmen haben diese einen hohen dokumentarischen Wert. Zeerleders Interesse an Interieurs und ornamentalen Motiven macht zudem die Besonderheit der Zeichnungen und Aquarelle und auch ihren Reiz aus.

In ebenso akribischer Feinarbeit, wie Zeerleder das Gesehene abbildete, verfolgen der Autor und die Autorin – beide Kunsthistoriker – die Spuren in den 40 hinterlassenen Briefen, dem Tagebuch und den zahlreichen Skizzenbüchern und setzen das Puzzle des Lebenswegs chronologisch zusammen. Neben der Rekonstruktion der verschiedenen Reisen und der Zwischenaufenthalte in der Heimat ist trotz der Lücken in der Überlieferung und der sich daraus ergebenden Mutmassungen ein schlüssiges und lebendiges Bild des zeichnenden Architekten entstanden. Dieser genoss als jüngster Spross einer Berner Patrizierfamilie zwar Privilegien wie jenes des jahrelangen unbekümmerten Reisens, zugleich fiel es ihm aber in der sich politisch und gesellschaftlich verändernden Schweiz schwer, seinen Platz zu finden. Zeerleder gab das Reisen nie ganz auf. Seit den 1850er-Jahren war er aber nur noch in Europa unterwegs und weilte dazwischen öfter und länger in Bern, wo er verschiedene Ämter übernahm, ab 1858 etwa als Präsident der Bernischen Künstlergesellschaft, und sich auch als Förderer von Kunst und Geschichte betätigte.

Zeerleders Schaffen als Architekt in Bern war bisher nur ausschnitthaft und einem kleineren Fachkreis bekannt und kann nun im Zusammenhang seines Lebensweges gesehen werden. Neben seinem wohl bekanntesten und zugleich exotischsten Werk, dem türkischen Rauchsalon im Schloss Oberhofen, hat er sich an einigen Wettbewerben beteiligt, so für den Bau der Kirche Sankt Peter und Paul und die Umnutzung des Christoffelturms, für dessen Erhaltung er sich in den Sechzigerjahren stark engagierte. Aus der minutiösen Quellenarbeit konnten die Autoren gar neue Zuschreibungen vornehmen. So konnte die Villa für die neun Jahre ältere Schwester Louise, die «Louisiana» (1846), mit der Villa Egghölzli identifiziert werden; ausserdem entwarf Theodor Zeerleder das Gebäude für das Evangelische Lehrerseminar Muristalden (1862/63, beide Bauten sind heute verändert).

Neben Quellenverzeichnis und Bibliografie wird das Werk ergänzt durch einen umfangreichen dreiteiligen Anhang mit Briefen und anderen Quellentexten, einer tabellarischen Biografie, dem Katalog der im Nachlass enthaltenen Skizzenbücher sowie einem Orts- und Personenregister (mit Lebensdaten!). Das von Eugen Götz-Gee gewohnt sorgfältig und grosszügig gestaltete Buch ist eine wissenschaftlich erarbeitete Monografie, welche die zu Unrecht lange unbekannte, atypische Persönlichkeit und überdurchschnittliche Begabung Theodor Zeerleders ins rechte Licht rückt. Deren Lektüre ist besonders da mit hohem Genuss verbunden, wo die Leser

zusammen mit Zeerleder auf Reisen gehen und unmittelbar an seinen Eindrücken, Gefühlslagen wie zuweilen auch an skurrilen Begebenheiten teilnehmen.

Sabine Schlüter

Rausser, Fernand: Bolligenial. Mit der Kamera im Flug gesehen. Bolligen: Einwohnergemeinde Bolligen, 2007. 88 S., ill.

Mit dem lokalpatriotischen Superlativ «Bolligenial» feiert die Einwohnergemeinde Bolligen ihr 25-jähriges Bestehen in der heutigen Ausdehnung. Sie gab beim bekannten Fotografen Fernand Rausser ein Buch in Auftrag, das 74 Luftaufnahmen der Gemeinde enthält. Ein Projektteam unter Leitung der Gemeindepräsidentin Margret Kiener Nellen begleitete die Entstehung der Publikation. Kurze Texte zu verschiedenen Aspekten Bolligens sind zwischen den Bildern eingestreut: zur Entstehung der Landschaft, zur Wahrnehmung der Gemeinde durch Kinder, Jugendliche und Menschen, die aus dem Ausland stammen. Das Werk zeigt die landschaftliche Vielfalt der Gemeinde und gibt den Blick von oben frei auf Wohngebiete, Schulhäuser, Gewerbebetriebe, die Kirche im Dorfzentrum, die Autobahn am Grauholz, die Vorortsbahnstrecke, den Gipfel des Bantiger, Steinbrüche, Bauernhöfe und viele grüne Landschaften. Die Gemeinde leistet sich damit ein Bilderbuch, das zum Geniessen von Fotos aus einer besonderen Perspektive einlädt.

Christian Lüthi

Leu, Fritz (Hrsg.): Das Inselspital. Geschichte des Universitätsspitals Bern 1954–2004. Gwatt-Thun: Weber AG, 2006. 568 S., ill. ISBN 978-3-909532-36-5.

Mit leichter Verspätung auf das 650-Jahr-Jubiläum von 2004 erschien letztes Jahr die Geschichte des Inselspitals 1954–2004. Initiant, Herausgeber und Hauptautor ist Fritz Leu, der von 1958 bis 1985 stellvertretender Direktor und von 1985 bis 1990 Direktor des Inselspitals war. Er hat in diesem Werk einen Zeitraum untersucht, der durch eine starke Zunahme des Wissens und der diagnostisch-therapeutischen Möglichkeiten geprägt war. Deshalb entwickelte sich der Spitalbereich in diesen 50 Jahren enorm weiter. Ganz besonders gilt dies für das Inselspital, dessen Betrieb sich laufend vergrösserte und ausdifferenzierte. Gemäss Leu mutierte es seit 1954 von einem «Armenspital» zum modernen Universitätsspital.

Das Buch ist in vier Teile gegliedert: Die beiden ersten Teile befassen sich chronologisch geordnet mit der Geschichte des Inselspitals von 1954 bis 2004, wobei meist rund fünf Jahre jeweils in einem Kapitel zusammengefasst sind. Da diese Kapitel nach einem sich wiederholenden Muster gut gegliedert sind, kann mit wenig Aufwand die Entwicklung einzelner Bereiche nachgeschlagen werden, wie zum Beispiel die Frequenzen des Spitals oder die Bauentwicklung. Der rund 100 Seiten starke dritte Teil enthält Fachbeiträge von Autoren, welche die Geschichte ihres Gebietes beschreiben, der kurze vierte Teil enthält Interviews mit den Mitgliedern der heutigen Inseldirektion.

Zum vergnüglichen Lesen von Anfang bis Schluss eignet sich das Buch nicht. Zu gross ist die Materialfülle, zu zerstückelt sind die einzelnen Kapitel. Ausserdem sind mit einer Ausnahme alle Verfasser und die Verfasserin gegenwärtige oder ehemalige Mitarbeitende des Inselspitals. Sie bieten somit eine Innenansicht dieser Institution.

Eine kritische Betrachtung von aussen fehlt – dies war wohl auch nicht das Ziel des Werks. Historikerinnen und Historiker, die sich mit Medizin-, Pflege- und Spitalgeschichte befassen, finden trotzdem eine Fülle von Informationen, die sorgfältig und ansprechend aufbereitet sind. Wer einen engen persönlichen Bezug zum Insspital der letzten 50 Jahre hat, wird zudem an den zahlreichen Abbildungen, aber auch an der Erwähnung vieler früherer und heutiger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter seine Freude haben.

Anna Bähler

Guggenheimer, Dorothee; Sonderegger, Stefan: Dokumente des 13. bis 20. Jahrhunderts aus dem Stadtarchiv St. Gallen. Interaktive Leseübungen und Kommentare. Zürich: Chronos, 2006 (Edition Ad Fontes). CD-ROM. ISBN 978-3-0340-0845-7.

Wer gerne alte Handschriften hat und diese auch selber entziffern möchte, sollte unbedingt einen Blick in diese CD-ROM werfen. Anhand von 15 Originalquellen aus dem Stadtarchiv St. Gallen kann man auf vergnügliche Weise das Lesen und Transkribieren historischer Archivhandschriften üben. Die leicht zu handhabende CD-ROM enthält fünf Kapitel. Das erste ist das wichtigste, hier sind die zu transkribierenden Texte zu finden, wie auch kurze Erklärungen, welche die Handschriften ins historische Umfeld einbetten. Ein Feld gleich unterhalb des Quellentextes ist für die Transkription reserviert. Kommt man nicht weiter, kann man sich einzelne Wörter anzeigen oder Tipps geben lassen. Mit einem weiteren Klick lässt sich überprüfen, ob der Text fehlerfrei ist. Im zweiten Kapitel werden die Transkribierungsregeln erklärt, die für diese CD-ROM gelten; das dritte enthält Literaturangaben sowohl zu den Leseübungen wie auch zum Stadtarchiv St. Gallen. Das vierte Kapitel stellt kurz die Geschichte der Stadt St. Gallen und ihres Stadtarchivs vor, das fünfte enthält das Impressum sowie einen Hinweis auf das E-Learning-Projekt Ad Fontes, auf dessen Website das Transkribieren vertieft geübt werden kann. Wer bis anhin die Mühe des Entzifferns alter Handschriften gescheut hat, findet hier einen leichten Einstieg.

Anna Bähler

Gallati, Rudolf: Die Kurhausgesellschaft von Interlaken. Der beschwerliche Weg einer Aktiengesellschaft bei der Erfüllung öffentlicher und gemeinnütziger Aufgaben im Dienste des Tourismus. Interlaken: Casino Kursaal Interlaken AG, 2005. 208 S., ill.

Die 1850er-Jahre sind für den schweizerischen Fremdenverkehr ein entscheidender Wendepunkt: Mit der Bundesverfassung von 1848 waren die politischen Unsicherheiten behoben, die ganze Schweiz war ein einheitlicher Wirtschaftsraum, und die Eisenbahnen näherten sich im Schnellzugstempo den Tourismuszentren am Rand der Hochalpen. Das Wachsen des Fremdenstroms erforderte eine solide Infrastruktur. Die Verkehrswege waren Sache des Staates oder der grossen Eisenbahngesellschaften, die Beherbergung war den Privaten überlassen. Dazwischen befand sich ein Raum, der noch der Ausgestaltung harrte: die Betreuung und Beschäftigung der fremden Gäste zwischen der Reise und der Unterkunft. Gemeinnützige Vereine,

Verschönungsvereine, bald auch im engeren Sinne Verkehrsvereine nahmen sich dieser Aufgaben an.

In Interlaken entstand im Winter 1857/58 der Gemeinnützige Verein, der es sich zur Aufgabe machte, für eine Molkenkuranstalt zu sorgen, die Promenaden zu verbessern und die Aussichtspunkte um den Kurort zu erschliessen. 1859 entstand so das Kurhaus, das natürlich zuerst einmal den Molkenkuren zu dienen hatte. Es wurde am Anfang von einem französischen Baron betrieben, dessen Interessen eher dem Spielbetrieb zugewandt waren. So kam es rasch zur Trennung, und bereits 1861/62 ging der Betrieb an die Kurhausgesellschaft über. Genau wie bereits im Untertitel des Buches angekündigt, beschreibt das vorliegende Werk nun alle Aktivitäten dieser Gesellschaft, im Kernbereich die Molkenkuren, deren hohe Zeit schon bald vorbei war, der Musikbetrieb, die Restauration und natürlich auch das Glücksspiel, das sich immer wieder gegen die Spielgegner behaupten musste. Darüber hinaus engagierte sich die Kurhausgesellschaft in fast allen Bereichen des Fremdenverkehrs im Bördeli und seiner Umgebung: so in einer Beteiligung an der Weltausstellung in Paris 1900, für einen Golfplatz, an Bahnbauprojekten, beim Verkehrsbüro, schliesslich für ein Kongresszentrum.

Der Autor muss den Lesern dieser Zeitschrift nicht mehr vorgestellt werden. Seit vielen Jahren hat er durch kompetente Publikationen die Geschichte von Interlaken und seines Fremdenverkehrs bereichert. 1996 verlieh ihm der Historische Verein des Kantons Bern für seine verdienstvollen Arbeiten die Justingermedaille. Das verpflichtet, und man liest daher mit hohen Erwartungen die Schrift über die Kurhausgesellschaft und wird nicht enttäuscht. Auch wenn sich der Autor aus archivrechtlichen Gründen auf die Zeit bis 1973 beschränken musste, ist ihm doch eine faszinierende Gesamtschau gelungen. Trotz der dichten Information leicht lesbar, ja spannend geschrieben, ist das eine Publikation, die man nicht nur der lokalhistorisch interessierten Leserschaft oder dem Wirtschaftshistoriker empfehlen kann. Weil so eindrücklich aufgelistet ist, was alles mit Fremdenverkehr und Fremdenverkehrsförderung zusammenhängt, möchte ich das Buch auch all denen empfehlen, die in das heutige Fremdenverkehrsgeschäft einsteigen wollen.

Quirinus Reichen

Känel, Ernst von: Streiflichter zur Christianisierung des Thunerseegebiets und der angrenzenden Regionen. Berlin: Pro Business, 2005. 111 S., ill. ISBN 3-938262-73-7.

Im Untertitel erklärt der Autor die Absicht der Publikation: «Dargeboten als Auseinandersetzung mit den landläufigen Vorstellungen anhand der umfangreich vorliegenden Ergebnisse geschichtlicher Forschung». Ausgangspunkt war in der Tat die im kirchlichen Unterricht aufgeworfene Frage nach dem Ursprung des Christentums in der Thunerseeregion. Um Rat gefragt, entdeckte Pfarrer von Känel ein Arbeitspapier aus dem Jahr 2002 und verschiedene Publikationen des Spiezer Chronisten und Erzählers Jakob Streit zu diesem Thema. Diese Thesen durften nach Ansicht von Ernst von Känel nicht unwidersprochen bleiben. So kam es zu einer umfangreichen Entgegnung in Form dieser Publikation.

Von Känel analysiert einige Meinungen und Vorstellungen über die Christianisierung des Berner Oberlandes, die sich tief und beinahe unausrottbar ins Bewusstsein der Bevölkerung des Berner Oberlandes eingepägt hatten und die einfach nicht

mit den Erkenntnissen der historischen Forschung übereinstimmen können: Es geht um angebliche christliche Gemeinden am Thunersee im beginnenden 4. Jahrhundert, um die Gestalten von Stephan, Beatus, Justus und Columban und die Kontroversen um ein irisches Christentum im Berner Oberland. Der Autor zieht dabei nicht nur die neuere Forschung bei, sondern weist auch auf ältere Untersuchungen hin, so auf den späteren Bischof Jakob Stammler oder den Jesuitenpater Henri Moretus. Gerade Letzterer hatte schon 1907 die Existenz des einheimischen Beatus dezidiert widerlegt.

Von Känel will die schönen Legenden durchaus nicht abschaffen, aber er lässt sie nur als Legenden, als schöne Erzählungen gelten und pocht im Übrigen auf die historischen Fakten: Besiedlung und Christianisierung im Berner Oberland fallen auf das späte 7. und auf das 8. Jahrhundert, eine Siedlungskontinuität von der Antike her gibt es nicht, die wenigen römischen Spuren enden alle bereits im 3. Jahrhundert. Es gab kein voralemannisches Christentum am Thunersee und es gab auch keine plötzliche Christianisierung durch bedeutende Glaubensboten, es war vielmehr ein jahrhundertelanger Prozess. Es gab also auch Zeiten, in denen die christliche und die «heidnische» Bevölkerung nebeneinander lebten. Der Autor hat alle Gewährspersonen und Autoren wörtlich zitiert. Das macht die Lektüre des Buches nicht leicht. Auf der andern Seite sind wir ihm dankbar, dass er sich zum heissen Thema geäussert hat. Geschichts- und Religionslehrer können nun bei der Behandlung der frühen Geschichte des Berner Oberlandes auf eine gute Vorarbeit greifen.

Quirinus Reichen

Lanz, Doris: Neue Musik in alten Mauern. Die Gattiker-Hausabende für zeitgenössische Musik – eine Berner Konzertgeschichte 1940–1967. Bern: Peter Lang, 2006 (Berner Veröffentlichungen zur Musikforschung, 1). 343 S., ill. ISBN 3-03910-849-2.

Das Berner Konzertleben in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird gemeinhin nicht gerade als idealer Nährboden für zeitgenössische Musik angesehen. Doch es gab nebst den eher vorsichtig programmierenden Konzertreihen des Berner Sinfonieorchesters eine erstaunlich langlebige Tradition der Förderung Neuer Musik, und zwar im Bereich der Kammermusik: Bereits 1926 startete die Ortsgruppe Bern der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik (IGNM) mit einer Veranstaltungsreihe, welche dem Berner Publikum die Begegnung mit namhaften Vertretern zeitgenössischer Musik ermöglichte, von Ravel über Honegger bis Bartók.

Als die Berner Sektion der IGNM aufgrund finanzieller Schwierigkeiten 1940 aufgelöst wurde, war es ein ausserordentlicher Glücksfall, dass der Berner Musikkritiker Hermann Gattiker im Herbst desselben Jahres die Initiative übernahm und eine Konzertreihe von erstaunlicher Konstanz begründete: Während 27 Konzertsaisons waren in den «Gattiker-Hausabenden für zeitgenössische Musik» in nicht weniger als 200 Konzerten über 900 Werke von rund 400 zeitgenössischen Komponisten zu hören. Zunächst in Hermann Gattikers Privatwohnung an der Junkerngasse, später im Saal des Lyceumsclubs am Theaterplatz konnte man den Puls aktueller Kammermusik fühlen. Hermann Gattiker verstand es, einerseits renommierte Interpreten (Amsterdam-Quartett, Andor Foldes, Pascal Tortelier) und Komponisten (Ernst Krenek, Giacinto Scelsi, Luigi Dallapiccola) für seine Konzerte zu

gewinnen, andererseits damals unbekanntem Künstlern eine gerade in der Kriegs- und Nachkriegszeit wertvolle Plattform zu bieten. Mit bewundernswertem Engagement – und notabene ohne institutionelle Einbindung – unterhielten Hermann Gattiker und seine Frau Irene (welche die Reihe nach dem Tod ihres Gatten 1959 noch bis 1967 fortführte) eine fast 30-jährige Ära von Kammermusikzyklen.

Doris Lanz gebührt das Verdienst, in ihrer Publikation der Bedeutung dieser Veranstaltungsreihe für das Berner Konzertleben – und mithin für die Rezeption zeitgenössischer Musik in der Schweiz – Rechnung zu tragen und so eine Forschungslücke zu schliessen. Sie beleuchtet zunächst handfeste Fragen, wie die Konzertreihe organisiert und finanziert wurde, in welchem Rahmen sie stattgefunden hat, wer das Publikum war und welche Resonanz die halbprivaten Konzerte in der Öffentlichkeit fanden. Mit Akribie hat Doris Lanz die Programme der Gattiker-Konzerte ausgewertet und Repertoire-Schwerpunkte herausgeschält. Spannend ist, wie sie einzelne Aspekte in einen weiteren Kontext stellt und aktuelle Themenfelder öffnet, wie Musiker im Exil oder Rezeption von Zwölfton- und Avantgardemusik. Doris Lanz lässt es sich dabei nicht nehmen, auf einzelne Komponisten näher einzugehen, die der Musikhistoriografie bisher weitgehend entgangen sind (Arthur Gelbrun, Will Eisenmann, Gunnar Berg). Die Studie geht somit wesentlich weiter, als es der Titel vermuten lässt – nicht zuletzt dank aufwendiger und umfassender Sichtung von Quelldokumenten und direkten Kontakten zu Zeitzeugen und deren Nachfahren. Vorbildlich sind die terminologische Sensibilität der Autorin (etwa, wenn es um Begriffe wie Neue Musik oder Avantgarde geht) sowie eine lebendige und stets klare Sprache. Im ausführlichen Dokumentationsteil am Schluss des Buches sind sämtliche Programme der Konzertreihe aufgeführt und Komponisten wie Interpreten tabellarisch aufgelistet. Die Untersuchung ist der erste Band der neuen Schriftenreihe «Berner Veröffentlichungen zur Musikforschung».

Jörg Müller